Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 3.	4. Quartal.	1886.

Schloß Bergenhorst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[3]

(Nachdruck verboten.)

Da sie nun wisse, fuhr das alte Fräulein fort, daß der Herr Graf die Armenpflege auf seinen Gütern in meine Hand gelegt, so bäte sie mich, sie zu ihrer Gehilfin anzunehmen. Aber, Erlaucht, Hilda Stettmüller wurde mir nicht Gehilfin, sie ist, wie gesagt, meine Meisterin! Ach, schon in den wenigen Tagen ihres Hierseins hat sie sich den klarsten Blick in alle Verhältnisse erworben. Auch bei Mutter Günther ist sie gewesen. Ich machte sie auf die unglückliche erblindete Frau aufmerksam. Sofort griff sie thatkräftig ein. Sie trat der Alten im Administratorhause selbst ein Stübchen ab, und engagirte ein junges Mädchen zur Gesellschaft und Pflege der unglücklichen Person.“

Der Graf schüttelte den Kopf, dann erwiderte er langsam: „Ich freue mich dieser Sorgfalt für die Blinde und dennoch — Fräulein Martha, nehmen Sie es mir nicht übel, begreife ich sie nicht — gerade weil sie von der Tochter meines Generaladministrators ausgeht. Erinnern Sie sich nicht, welch' ein boshaftes, kleines Ding diese Hilda Stettmüller zu allen Zeiten war? Sie selbst erzählten mir einmal, daß sie kein größeres Vergnügen kenne, als Thiere zu quälen, und machten mich mit manchem haarsträubenden Beispiel bekannt; und nun sollte mit einem Male —“

„Aber ist nicht aus einem Saulus auch ein Paulus geworden?“ rief hier das alte Fräulein lebhaft. „Hilda sieht jetzt selbst mit Entsetzen auf die Unarten ihrer Kindheit zurück und — aber Erlaucht verzeihen —“ unterbrach sie sich hastig und deutete nach dem Hintergrunde, „da — da ist sie ja selbst!“

Wirklich, an der bezeichneten Stelle wurde jetzt eine schlanke, weibliche Gestalt sichtbar. Ein ganz einfaches, weißes Gewand schmiegte sich an die zarten und doch vollendet schönen Formen. In dem wundervollen aschblonden Haar, das aufgelöst im Nacken herabwallte, aber ruhte wie hingeworfen eine weiße Rose.

Schöner — hinreißender hatte Hilda Stettmüller noch niemals ausgesehen. Noch niemals aber war sie auch auf so frappante, fast beängstigende Weise der lange heimgegangenen Herrin des Schlosses ähnlich gewesen als heute — wo sie sich — genau nach dem Porträt Prinzeß Vera's, das sie als Kind einmal gesehen und nie aus der Erinnerung verloren, kostümirt.

Der Eindruck, den das schöne Mädchen auf den Grafen machte, war denn auch ein wahrhaft überwältigender. Mit weit geöffneten Augen starrte er der reizenden Erscheinung entgegen. Als aber Hilda langsam in ergreifender Sanftmuth die schwarzen Augen, welche so wunderlich zu dem hellen, aschblonden Haar kontrastirten, aufschlug und sich in jungfräulicher Verschämtheit lächelnd vor ihm verneigte, entrang sich ein leiser Schrei den Lippen des alten Herrn: „Vera, meine Vera!“ stammelte er dann und sank todtenbleich auf die Bank zurück.

„Erlaucht — um Gotteswillen!“ kreischte da Fräulein Martha auf, „er wird ohnmächtig! Fräulein Hilda, haben Sie nicht Ihr Riechfläschchen bei sich?! Kommen Sie doch schnell und helfen Sie mir!



Der Bettler. (Mit Text auf Seite 24.)

Wenn das nur nicht etwa ein Schlaganfall ist!"

Hilda war rasch näher getreten. Jetzt kniete sie vor der zusammengesunkenen Gestalt des Grafen und rieb ihm Stirn und Schläfen mit dem Inhalt eines zierlichen Flacons, das sie aus ihrer Tasche genommen. Schnell öffneten sich denn auch die Augen des alten Herrn wieder. Aber als sein erster Blick erneut in das Gesicht fiel, das ihn Zug für Zug qualvoll an ein anderes erinnerte, welches ihm so theuer gewesen, seufzte er schmerzhaft auf. Dennoch aber legte sich seine Hand unwillkürlich auf den blonden Scheitel des vor ihm knieenden Mädchens.

„Stehen Sie auf," sagte er dann mit vibrirender Stimme, den Blick wie gebannt in die zu ihm erhobenen Augen — auch ein Erbe der Lubostrow's — gesenkt. „Stehen Sie auf, mein Fräulein, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie erschreckt habe."

„Fühlen Sie sich jetzt auch wieder wohler, Herr Graf?" fragte Hilda da, während sie sich langsam von ihren Knieen erhob. Der Blick aber, welcher sich dabei an sein Gesicht heftete, war ein so theilnehmender — ein so inniger, daß es dem Grafen abermals schien, als wenn seine Vera ihrer Gruft entstiegen und zu ihm zurückgekehrt sei.

Ein Zustand, gemischt aus grenzenloser Erregung, Angst und zugleich wieder traumhaften Glücks bemächtigte sich nun des alten Herrn. Sein kräftiger Körper bebte, seine Augen feuchteten sich und auch seine Stimme klang tief bewegt, als er das Haupt von dem holden Wesen abwandte und bittend sagte: „Mir ist wieder wohler! Aber — meine Damen, ich bedarf nun der Ruhe — verzeihen Sie mir, wenn ich Sie ersuche, mich nun allein zu lassen."

* * *

Der Generaladministrator Stettmüller erfreute sich, wie Jedermann auf den Bergenhorst'schen Besitzungen wußte, des größtmöglichsten Vertrauens von Seiten seines Gebieters. Ja, die Theilnahme, welche Graf Kurt seinem ersten Beamten erwies, grenzte haarscharf an Freundschaft. Es verging keine Woche, in der Stettmüller nicht wenigstens für einen Abend auch außerdienstlich auf das Schloß — von dem seine Wohnung übrigens ziemlich weit entfernt lag — geladen wurde.

Trotz dieser großen Bevorzugung war es aber noch nie vorgekommen, daß der Graf ebenfalls den Administrator in seinem Hause besucht hatte. Und doch lag die niedliche, kleine Villa mit ihren blinkenden Spiegelscheiben, inmitten des wohlgepflegten Gärtchens, so einladend an seinem Wege, wenn er allmorgendlich den altgewohnten Spazierritt machte. Es datirte diese Scheu noch aus der Zeit her, in der die Gattin des Generaladministrators lebte — eine Dame, die, wie schon gesagt, in ziemlich nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der verstorbenen Gräfin gestanden. Freilich wurden diese Beziehungen von den Lubostrow's nicht mehr anerkannt. Frau Stettmüller war nämlich die einzige Tocher jenes Wladislaw Lubostrow's, der niedriger Vergehen halber aus Rußland verbannt worden und seines Adels verlustig gegangen war. Der Unglückselige hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Seine Gattin aber und sein Kind flüchteten sich nach Deutschland. Die arme Frau erlag bald ihrem Kummer. Die Tochter aber suchte sich durch strenge Arbeit allein ihren Weg. Sie war Erzieherin in der Familie eines Oberförsters, als der damalige Oberinspektor Stettmüller sie kennen lernte. Der junge Mann war sofort Feuer und Flamme und es verging kein halbes Jahr, so führte er Kathinka Lubow, wie sich die Tochter des Verbannten nannte, als sein ehelich Gemahl in das traute Heim. Er hatte dem Grafen verheimlicht, wer eigentlich die junge Dame war, die er geheirathet, und Graf Kurt, der damals noch den ganzen Schmerz um den Verlust seiner vor einem halben Jahr heimgegangenen Gattin trug, fragte auch nicht danach. Durch einen Zufall erfuhr er nach längerer Zeit aber doch, daß die Gattin seines Oberinspektors eine Tochter jenes verbrecherischen, niedrig denkenden Onkels der reizenden Gemahlin war, dessen man in der edlen Familie der Lubostrow's nur mit Abscheu gedachte.

Es war sonderbar: Der Graf, welcher doch sonst in jeder Beziehung vorurtheilsfrei erschien, konnte sich von dem Gedanken nicht losreißen, daß die Tochter des Elenden, dem sein Kaiser selbst den Adelsbrief zerrissen, auch eine niedrige Natur sein müsse. So mied er diese Cousine seiner verstorbenen Gattin wie die Sünde selbst. Nichts konnte ihn dazu bewegen, das Haus zu betreten, in dem Kathinka die Herrin war. Diese Scheu vor der Stätte aber, in der die Tochter eines früheren Prinzen Wladislaw Lubostrow gelebt, blieb ihm, wie gesagt, auch, als Kathinka nach zehnjähriger Ehe gestorben, der Welt ein Töchterchen hinterlassend, dessen Antlitz nur zu deutlich verrieth, daß das Blut der Lubostrow's in ihren Adern rollte.

Um so befremdender mußte es sein, als wenige Tage nach der kleinen bedeutungsvollen Szene im Palmenhause die prachtvolle Equipage Graf Kurt's doch vor dem Administratorhause hielt. Noch aber war der alte Herr nicht dem Wagen entstiegen, als auch Stettmüller schon, in jedem Zuge seines Gesichts Erregtheit und Freude — aus der Villa stürzte, um seinem Gebieter behilflich zu sein.

„Welche Ehre für mich und mein Haus, Herr Graf!" rief er mit vibrirender Stimme, indem er dem Bedienten, welcher vom Bock gesprungen, zuvorkam und den Schlag schnell öffnete.

Ueber das edle, vornehme Gesicht des Grafen flog schattenhaft eine dunkle Röthe: „Mein Besuch gilt eigentlich nicht Ihnen, lieber Stettmüller!" erwiderte er und auch seine Stimme bebte. Dann setzte er mit gewaltsam erkünstelter Festigkeit hinzu: „Halte ich es doch für meine Pflicht als Gutsherr, persönlich einmal nach der armen Günther zu sehen! Stettmüller, ich kann mich doch nicht so tief von Ihrer Tochter beschämen lassen, die ja wie ein Engel der Barmherzigkeit für die blinde Frau sorgen soll!"

Einen Moment hatten sich die Augen des Generaladministrators gesenkt. Um eine Welt wäre es ihm nicht möglich gewesen, jetzt seinem Herrn in das Gesicht zu sehen. O, er wußte ja ganz genau, welche Pläne Hilda verfolgte, wenn sie, heimgekehrt, plötzlich mit so vielem Geschick die Wohlthäterin der Armen spielte. Obgleich er es nun auch gewiß nicht ungern gesehen haben würde, daß seine Tochter ihr Ziel erreichte, so war Stettmüller doch eine zu offene Natur, um sich nicht der Intriguen zu schämen, die Hilda dabei spann.

Dem Auge des Grafen war die Verlegenheit seines Beamten entgangen. Vertraulich legte er jetzt seinen Arm auf den des Generaladministrators und beide Herren gingen dann gemeinsam in das Haus. Hilda war nirgend zu sehen. Aber als man in das Stübchen trat, das die junge Dame der Blinden abgetreten, fiel der erste Blick des Grafen auf die Gestalt des schönen Mädchens. Dieselbe stand an einem kleinen Tischchen nahe dem Sorgenstuhl, auf dem die Blinde Platz genommen, und bereitete eine kühlende Limonade für ihren Schützling.

Wieder, wie bei ihrem Besuch im Palmenhause, trug sie ein einfaches, weißes Mullkleid. Wieder lag in dem aschblonden, prachtvollen Haar eine weiße Rose und wieder machte dieses Kostüm die Aehnlichkeit zwischen Prinzeß Vera und ihrer jungen Verwandten zu einer mehr als frappanten.

Aber diesmal war der Graf auf den Anblick vorbereitet. Er erschreckte — überwältigte ihn nicht. Im Gegentheil — in den mächtigen stahlgrauen Augen leuchtete es wie freudig auf und rasch an das sich tief verbeugende junge Mädchen herantretend, reichte er ihr seine Hand: „Haben Sie Dank für Ihre Mühen um die arme Kranke da," sagte er weich, „und seien Sie versichert, daß es Niemanden giebt, der Ihre Menschenfreundlichkeit höher schätzen kann, als ich!"

Die gesenkten Augen des Mädchens hoben sich — sie blickten unschuldig in das Antlitz des Grafen. „Ich thue einfach meine Pflicht — das, was der Tochter des Mannes, dem Sie, Herr Graf, das Wohl und Wehe Ihrer Untergebenen anvertraut, zu thun geziemt."

Es lag wieder eine hinreißende Innigkeit in den Worten des Mädchens. Selbst der Graf, den man allgemein einen großen Menschenkenner nannte, sah nicht die Maske, welche Hilda über ihr innerstes Sein gelegt, selbst er glaubte jetzt, daß der Aufenthalt bei dem Mitgliede einer Brüdergemeinde Hilda's Charakter geläutert, sie zu einem ganz anderen Wesen gemacht habe. Um so berechtigter war er zu dieser Ueberzeugung, als auch die Blinde jetzt in einem Schwall von Lobsprüchen über ihre Pflegerin ausbrach, als sie immer und immer wiederholte: „Einen Engel, wie Fräulein Hilda, trüge die Erde zum ersten Mal wieder, seit die schöne Gräfin Vera heimgegangen."

Hilda hatte verschiedentlich versucht, die Rede der Alten zu unterbrechen. Ihr Erröthen dabei — das ängstliche Heben der kleinen, weißen Händchen machten sie noch reizender, begannen die Schlinge, welche sie bereits über den Grafen geworfen, langsam fester und fester zu ziehen.

Der alte Herr verweilte nur kurze Zeit in dem Hause seines obersten Beamten. Aber er verließ es doch nicht eher, als — bis sich Hilda einer Einladung zu erfreuen hatte, ihren Vater am Nachmittag auf das Schloß zu begleiten. „Ich habe eine treffliche Bibliothek, Fräulein," hatte der Graf gemeint. „Und da Sie unzweifelhaft an gute Bücher gewöhnt sein werden, so stelle ich sie Ihnen zur Disposition. Entnehmen Sie ihr, was Ihnen beliebt."

Hilda verbeugte sich, aber während sie mit vollendeter Grazie ihren schlanken Körper neigte, zuckte es blitzartig auf in den schönen, schwarzen Lubostrow'schen Augen.

Vater und Tochter hatten den Grafen, der die Blinde reich beschenkt, bis zu seinem Wagen geleitet. Als sie dann Arm in Arm in das Haus zurückkehrten, flüsterte Hilda lächelnd in das Ohr des Administrators:

„Sagte ich Dir nicht, er ist auch nur ein Mann! Vater, mein Wort darauf, wenn ein Vierteljahr in das Land gegangen, bin ich die Herrin der Bergenhorst'schen Güter und habe mich an dem Ungetreuen gerächt!"

„Hilda, man könnte sich vor Dir fürchten!" erwiderte Stettmüller und blickte fast scheu auf sein schönes Kind nieder. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und den Arm des Mädchens fester in den seinen ziehend, setzte er hinzu: „Laß uns noch nicht in das Haus zurückgehen, Kind! Es ist so schön hier draußen unter den Bäumen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Verdauungsprozeß im menschlichen Körper.

Von **Dr. H. T.**

(Nachdruck verboten.)

Die wichtigste Verrichtung der menschlichen Organe ist die Ernährung und Verdauung. Auf ihr beruht nicht allein die Erhaltung und Entwickelung des Körpers, sondern auch der Geist wird durch geeignete Ernährung des Körpers wesentlich beeinflußt und gefördert.

Die Speisen.

Die Stoffe, welche wir als Speise und Getränk unserem Körper zuführen, lassen sich in Bezug auf ihr Verhalten zum Organismus in drei Gattungen zerlegen:

1. solche, welche in unverändertem Zustande in das Blut gelangen,
2. solche, welche zuvor verdaut werden müssen, d. h. welche durch vorherige mechanische und chemische Zubereitung zur Aufnahme in's Blut geeignet gemacht werden,
3. solche, welche unverdaulich sind und mit geringer oder gar keiner Veränderung wieder aus dem Körper entfernt werden.

Nahrungsstoffe, die der Verdauung nicht bedürfen, sind vor Allem: das Wasser, ferner verdünnte Säuren, Zucker, Kochsalz, lösliche Mineralsalze, Leimauflösung, Fett oder Oel in sehr fein vertheiltem Zustande (Emulsionen) und endlich sehr kleine, nicht lösliche Körperchen, wie sehr feines Graphitpulver, Stärkemehl u. dgl.

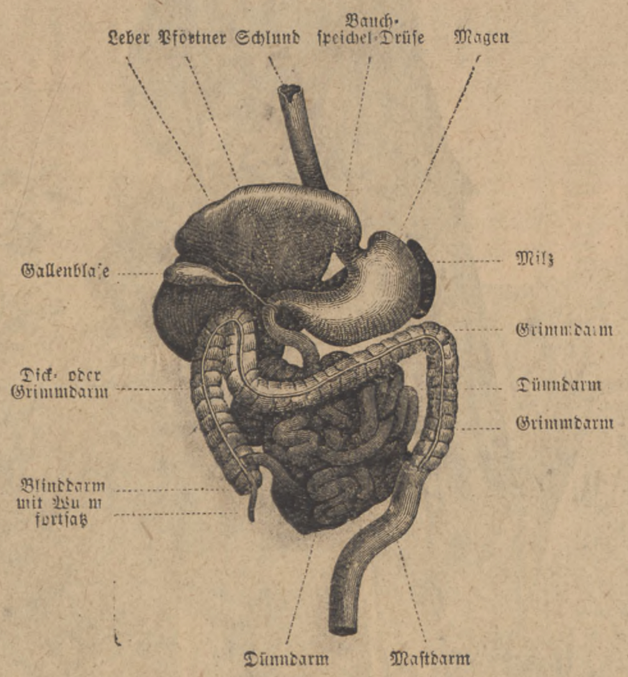
Auf diesem physiologischen Vorgange beruht auch die Praxis der Arzneimittel. Der Arzt verordnet, wenn das Medikament den Zweck hat, eine Veränderung des Blutes herbeizuführen — und den haben sie mit geringen Ausnahmen alle — stets Mittel, die ihren Bestandtheilen nach in eine der angeführten Gattungen hineinzurechnen sind.

Unverdauliche Stoffe sind: Pflanzenfaser (Cellulose), insbesondere rohe oder nicht gar gekochte Gemüse, wie Radieschen, Rettig, Salat, rohes Obst; von thierischen Stoffen ferner: die Horngewebe und elastischen Gewebe, zu denen Haare, Nägel oder Klauen, die Lederhaut und äußere Oberhaut gehören. Aber auch ihrer Eigenschaft nach verdauliche Speisen werden unverdaulich, wenn sie ungenügend zerkaut hinuntergeschluckt werden. Aus diesem Grunde allein ist der Genuß frischbackenen Brodes häufig von Verdauungsbeschwerden gefolgt, während dasselbe, wenn es gut gekaut und langsam genossen wird, sogar leicht zu verdauen ist. Ebenso verhält es sich mit jeder anderen Speise, wie Fleisch, Kartoffeln ꝛc. — Wir wollen an dieser Stelle nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß es ein Irrthum ist, wenn man glaubt, der Ersatz verloren gegangener Zähne durch künstliche sei eine Maßnahme, nur vom Standpunkte der Eitelkeit, oder sagen wir der Aesthetik, vorgezeichnet. In erster Linie ist es die Rücksicht auf die Verdauung, welche es demjenigen auferlegt, der den Verlust seiner Zähne zu beklagen hat, für Ersatz zu sorgen. — Endlich werden aber auch leicht verdauliche und gut gekaute Speisen unverdaulich, wenn man sie in übergroßen Mengen genießt. In diesem Falle gehen sie unverdaut wieder aus dem Körper fort und das vielfach gebräuchliche Sprichwort: „Vieles Essen ist eine Angewohnheit" — findet wohl dadurch seine volle Berechtigung. Die Araber vermögen sich mit einer Hand voll Datteln, die Indier mit etwas Reis und Früchten (allerdings bei geringer Arbeitslast) ihr Leben zu fristen. Sie genießen eben wenig auf einmal, bereiten das Wenige aber so sorgfältig zu, daß der Nahrungsstoff fast völlig ausgenutzt wird.

Das Verdauungsrohr.

Die Verdauungsorgane sind beim Menschen im Allgemeinen die nämlichen, wie beim Thier und lassen sich an der Hand untenstehender Abbildung leicht erklären.

Sie beginnen mit dem Munde und Schlunde, welcher letztere sich in die Speiseröhre fortsetzt, vor welcher die durch den Kehldeckel darin ausmündende Luftröhre liegt, die direkt zum Magen hinabführt. Die Stelle, wo die Speiseröhre in den Magen ausmündet, heißt Magenmund. Der menschliche Magen ist seiner Gestalt nach mit einem Sacke zu



vergleichen, der an seinem vorderen Ende weit, nach dem anderen Ende spitz zu läuft und mit einer Krümmung versehen ist. Unsere Zeichnung wird die Erklärung vervollständigen. Der Magen befindet sich, wie alle übrigen Verdauungsorgane, in der Bauchhöhle*) und zwar in liegender Lage, von dem Magenmunde links nach dem Ausgange in den Darm, dem Pförtner, welcher rechts liegt. Der Pförtner, also der Punkt, wo die Speisen aus dem Magen in den Dünndarm geführt werden, ist eine Verengung, welche aussieht, als ob sie durch eine Verschnürung hergestellt wäre.

Der Dünndarm wird in dem ersten Theile seiner Länge, in welche unmittelbar der Magen ausmündet, Zwölffingerdarm genannt, er hat eine S-förmige Gestaltung und die Länge von 12 nebeneinander gelegten Fingern, woher auch der Name rührt.

Hinter dem Pförtner mündet die Bauchspeicheldrüse in den Zwölffingerdarm ein und versieht den letzteren mit einem zur Darmverdauung nöthigen Safte, auf den wir später zurückkommen. Dicht daneben ergießt sich zu gleichem Zwecke die Absonderung der Leber, aus der Gallenblase, durch einen dünnen Gang in den Zwölffingerdarm und mischt sich mit dem Bauchspeichel.

Die Fortsetzung des Zwölffingerdarms, der vielfach gewundene, eigentliche Dünndarm, bildet ein Knäuel, welches sich fortwährend in seinen Schlingungen gegeneinander reibt und bewegt, sich aber nicht verschlingen kann. Dies wird dadurch verhütet, daß der Darm an dem Gekröse befestigt ist, etwa wie an einem Bande, welches gestattet, daß die Schlingen sich seitlich gegeneinander bewegen, nicht aber ober- und unterhalb.

Der Dünndarm mündet auf der rechten Seite des Bauches in den Dickdarm, dieser letztere steigt daselbst in die Höhe, liegt rechts herum, geht quer durch den Körper hindurch bis auf die linke Seite und heißt hier Grimmdarm, weil man in diesem Theile des Darmkanals diejenigen Schmerzen empfindet, welche man gemeinhin mit dem Namen Bauchdrücken, Bauchkneifen ꝛc. zu bezeichnen pflegt. Nunmehr steigt der Darm links abwärts, macht hier eine S-förmige Krümmung, geht in den Mastdarm und endigt als After.

Nachdem wir den Verdauungsgang kennen gelernt haben, gehen wir nunmehr zu den Verrichtungen der einzelnen Verdauungsorgane über.

Die Verdauung nimmt ihren Anfang im Munde, setzt sich im Magen fort und endet mit dem Austritt der Speisen aus dem Dickdarme.

Die Mundverdauung.

Die Verdauungsthätigkeit des Mundes ist zwiefacher Natur, nämlich mechanischer und chemischer. Die Speisen werden zunächst von den Zähnen zermalmt, zerrissen und zerquetscht, und unter Beihilfe der Zunge und Wangen zu Bissen geformt. Soweit die mechanische Verdauung.

Der chemische Verdauungsprozeß wird durch Vermischung der Speisen mit der Luft, welche man während des Kauens einathmet, sowie mit dem Mundspeichel eingeleitet. Es sind nicht geringe Mengen von Luft, welche dabei in den Magen gelangen, und es ist einleuchtend, daß, wenn diese Luft nicht rein und gut ist, dieselbe von störendem Einfluß auf den Gesundheitszustand werden muß. Deshalb ist das Lüften des Speiseraumes ebenso dringend anzuempfehlen, wie das des Schlafraumes. Insbesondere sollten die Besitzer von Fabriken, in denen übele Luft herrscht, mit größter Strenge darauf halten, daß die Arbeiter in solchen Räumen nicht essen dürfen.

Der Mundspeichel besteht aus den Absonderungen der Mundschleimhäute und denen der Speicheldrüsen, welche sich unter der Zunge befinden. Der Mundschleim löst die löslichen Stoffe der Speisen auf und bewirkt die Empfindung des Geschmackes. Bei Erwachsenen, die genügende Mengen Mundschleim besitzen, löst er das Stärkemehl in den Speisen auf und verwandelt es in Dextrin und dieses in Traubenzucker. Bei Kindern unter sechs Monaten geschieht eine solche Umwandlung nicht, weil der Speichel dazu nicht ausreicht. Die Folge davon ist, daß bei Säuglingen das Stärkemehl unverdaut bleibt und dieselben danach kränkeln und siechen. Es ist also durchaus verderblich, ganz junge Kinder mit dem sogenannten

*) Bekanntlich ist der Rumpf in zwei Abtheilungen getheilt: Brusthöhle und Bauchhöhle, zwischen denen das Zwerchfell die Scheidewand bildet.

Arrowroot und ähnlichen Stoffen aufzupäppeln.

Der Schlund besteht aus dehnbaren Weichtheilen, welche viel Schleim absondern, und die Speisen, welche gehörig zerkaut und zum Hinabschlingen geeignet und von der Zungenwurzel durch Druck gegen den Gaumen zu Bissen geformt sind, mit Leichtigkeit über den Kehldeckel hinweg in die Speiseröhre hineinbefördern. Nach jedem Bissen schließt sich die Speiseröhre ohne unser Zuthun und drückt die Speisen in den Magen hinab. Namentlich bei Speisen, welche viel Speichel absorbiren, kommt es bisweilen vor, daß das Schlucken nicht ganz glatt vor sich geht, daß sich vielmehr ein Krümchen unter den Kehldeckel herunter quetscht und in die Luftröhre gelangt, aus der es dann durch Husten (stoßweises Herausdrücken der Luft) wieder entfernt werden muß. Man sagt in solchem Falle wohl, es sei einem etwas in die unrechte Kehle gekommen.



Ein wissenschaftlicher Ausflügler. (Mit Text auf Seite 24.)

Die Magenverdauung.

Die Verdauungsthätigkeit des Magens ist ähnlich der des Mundes, nämlich mechanischer und chemischer Natur. Die mechanische Magenverdauung besteht in einem Mischen und Untereinanderrühren der Nahrungsstoffe mit dem Magenschleim und der im Magen enthaltenen Luft, herbeigeführt durch die eigenthümlichen Magenbewegungen die wir später kennen lernen werden. Die chemische Magenverdauung läßt den Magensaft, die in den Speisen enthaltenen kohlensauren und phosphorsauren Salze und insbesondere die stickstoffhaltigen Eiweißkörper lösen und umwandeln.

Die innere Magenwand ist ausgepolstert mit einem Gewebe, bestehend aus kleinen Drüsen, welche, unterm Mikroskop betrachtet, die Form von an einem Ende geschlossenen Röhren haben, deren offenes Ende in die Magenhöhlung ausmündet. Diese Drüsen sondern den sauren, pepsinhaltigen Magensaft ab, dessen wir oben Erwähnung thaten. Die Bewegungen des Magens veranlassen nun, daß alle Theile der aufgenommenen Speisen mit dem Magensafte in Berührung kommen. Die bisher festen Eiweißkörper werden dadurch flüssig und können nunmehr leichter in's Blut übertreten. Derartig umgeänderte Eiweißstoffe heißen Peptone. Die Bestätigung von der Einwirkung des Magensaftes auf die Speisen in der angeführten Art hat man an am Magenfistel leidenden Personen wahrnehmen können, da diese Art Krankheit (z. B. eine Folge von Verwundung) es gestattet, in den Magen hineinzusehen.

Die Magenwand ist außerordentlich dauerhaft und dehnbar. Bei einem Erwachsenen ist der Magen im zusammengezogenen Zustande nicht größer als ein Gänseei, während er im ausgedehnten Zustande die Größe eines Liters weit übersteigt. Man kann annehmen, daß bei einem Manne von mittlerer Statur der Magen sich leicht bis auf sechs Liter Inhalt zu erweitern vermag, eine Thatsache, welche routinirte Biertrinker sicherlich nicht in Zweifel ziehen werden.

Aber auch die Zumuthungen, welche man an einen gesunden Magen schon gestellt hat, spotten aller Vorstellung. So wird erzählt, daß eine Greisin, welche vom Verfolgungswahn befallen war, in ihrer Angst, von Räubern angefallen und beraubt zu werden, 9 Stück Napoleond'ors verschluckt habe. Heftiger Kolikschmerzen wegen kam sie einige Tage später in's Krankenhaus, wo sie auf natürlichem Wege 8 Stück der Goldstücke von sich gab, das neunte war vermuthlich schon vorher fortgegangen. Ein Verbrecher wollte sich das Leben nehmen und verschluckte 80 Nadeln. Es wurden ihm große Mengen Kartoffeln und Suppe eingegeben, darauf ein kräftig wirkendes Abführmittel und brachte man auf diese Weise den größten Theil der Nadeln wieder zu Tage.

Wir deuteten vorher die Bewegung des Magens an. Die Muskelfasern der Magenwand ziehen sich nämlich in einer gewissen Reihenfolge zusammen und bewirken dadurch jene eigenthümliche, schraubenförmige Bewegung, deren Zweck bereits oben auseinandergesetzt wurde.

Wenige Speisen treten aber direkt aus dem Magen in's Blut über; es ist dies auch nicht der Zweck der Magenverdauung. Durch diese sollen hauptsächlich die Speisen in Brei umgewandelt werden, während die eigentliche Ueberführung in's Blut erst aus dem Dünndarm vor sich geht. Der Speisebrei, nach seiner Zubereitung durch den Magen Chymus benannt, ist um so feiner, je sorgfältiger die Speise gekaut wurde und je wirksamer die Magenthätigkeit gewesen ist. Ferner wird der Speisebrei bei gesunden Menschen feiner sein, als bei kranken, blutarmen und schwächlichen, weil bei den letzteren der Magensaft wässerig und die Magenbewegung unzureichend ist. Dagegen regen Gewürze, Senf, Pfeffer u. s. w. die Magen-



Es senkt sich der Abend,
Die Sterne zieh'n auf,
Vollbracht hat die Sonne
Den strahlenden Lauf.

Nun schließen die Augen,
Die müden sich zu,
Nun wünsch' ich dir, Liebchen,
Sanft selige Ruh'.

Es mögen die Engel
Am Lager dir steh'n,
Dann wird dir, du Holde,
Kein Leides gescheh'n.

Kein Laut in der Kammer,
Kein Ton in der Hall',
Schlaf und Vergessenheit
All' überall!

Nach dem Englischen.

Originalzeichnung von Th. Kutschmann.

thätigkeit an. Je feiner der Chymus vertheilt ist, um so vollständiger ist die Ausnutzung der Nährstoffe. Wenn diese nach ihrer Verarbeitung im Dünndarme nicht vollständig flüssige Form angenommen haben, dann ist ihre Aufnahme in's Blut nicht möglich und sie werden, wie am Anfange unseres Artikels geschildert, als unverdaulich ausgeschieden. Man kann den Verdauungsprozeß in 3 Abschnitte zerlegen, deren erster mit der Magenverdauung beendet ist. Der zweite Abschnitt ist die Verdauung im Dünndarm. Dieselbe ist theilweise eine Fortsetzung der Magenverdauung, hat aber die Hauptaufgabe, die Lymphkörperchen (Chylus) aus dem Speisebrei aufzusaugen und in's Blut überzuführen. Der dritte Abschnitt findet im Dickdarm statt und bezweckt die Bildung des Darmkothes aus den unverdaulichen Speisetheilen. Bevor wir zur Darmverdauung übergehen, wollen wir noch einiger Erscheinungen gedenken, die wir fast täglich wahrnehmen. Da ist das Magendrücken, jenes unangenehme, lästige Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir einmal hastig oder zuviel gegessen haben. Wenn die genossene Speise nicht genügend gekaut wurde, sodaß sich Stücke im Magen befinden, oder wenn man etwa zu festen Brei verschluckt hat, so sind die Bewegungen des Magens nicht ausreichend, eine Mischung des Inhaltes zu bewerkstelligen und die Magenwand zieht sich zu fest um den Inhalt zusammen, wodurch jenes unbehagliche, drückende Gefühl erzeugt wird. Milch in großen Mengen genossen, wird schwer verdaulich, weil der darin enthaltene Käsestoff im Magen sofort zu einem zähen Brei gerinnt, welcher den Magenbewegungen Widerstand leistet. Wenn man aber zu Milch feste Speise, Brod, verzehrt, so wird die feste Vereinigung der Nährstoffe vermieden und der Magen wird in seiner Arbeit nicht gehindert.

Eine sehr segensreiche Erfindung der Neuzeit ist die Magenpumpe, ein Instrument, welches man durch den Mund in den Magen einführt, um dessen Inhalt (etwa bei Vergiftungen) schnell entfernen zu können. Bei einer Gelegenheit hatte ein Mann, in der Meinung, es sei Schnaps, eine Mischung von Karbolsäure mit Senfspiritus zu sich genommen und verfiel gleich darauf in Bewußtlosigkeit. Glücklicherweise konnte ihm sofort Hülfe werden. Es wurde nach 18 Minuten die Magenpumpe in Anwendung gebracht, der Magen wurde ihm vollständig ausgewaschen (denn es werden dadurch auch Flüssigkeiten in den Magen hineingebracht), und nach vorgenommenem Aderlaß, wobei das Blut stark nach Karbolsäure roch, kam der Mann wieder zu sich und konnte, ohne Unbequemlichkeiten, wie Erbrechen und dergleichen, gehabt zu haben, schon nach 10 Tagen als geheilt entlassen werden. Ohne Anwendung der Magenpumpe wäre ihm der Tod gewiß gewesen.

Die Darmverdauung.

Wir waren vor unserer Abschweifung in dem Verdauungsprozeß dahingelangt, wo der Chymus durch den Pförtner in den Darmkanal eintritt. Der Dünndarm verarbeitet zunächst den Chymus in derselben Weise weiter, wie der Magen. Nachdem der Mageninhalt durch den Pförtner in den Zwölffingerdarm gelangt, dessen anatomische Beschaffenheit der der Speiseröhre ähnlich ist, indem er den Chymus durch die gleichen Muskelbewegungen weiterdrückt, wird der letztere durch den Saft der dem Mundspeichel ähnlichen Bauchspeicheldrüse und der aus der Leber in die Gallenblase abgesonderten Galle entsäuert. Bisher ist der Chymus nämlich von „saurer" Beschaffenheit gewesen, durch Zufluß der genannten Säfte hört er aber auf, sauer zu sein, er wird alkalisch, wodurch bezweckt wird, daß die „Peptone" (s. oben), soweit diese von den Aufsaugeapparaten des Dünndarms, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, nicht absorbirt sind, wieder gerinnen, also feste Form annehmen und dann weiter zersetzt werden. Oel wie Fette überhaupt werden in Fettsäure und Glycerin zersetzt, wovon das letztere direkt ins Blut übergeht, die Fettsäure*) aber erst, nachdem sie durch die Alkalien, welche vorher den Zersetzungsprozeß vollführten, zu Seife umgewandelt worden ist. Der Zuckergehalt der Speisen wird, soweit er nicht schon im Magen umgestaltet ist, im Dünndarm zu Traubenzucker verarbeitet und ins Blut übergeführt. Die in den Dünndarm eingetretene Galle zersetzt sich ebenfalls bei den Verdauungsvorgängen im Dünndarm allmälig. Beim Eintritt in denselben erscheint der Speisebrei (Chymus) weißgrau, bei seinem Austritt in den Dickdarm hinein jedoch gelb bis gelbbraun. Beim Uebergang in das Blut verschwinden nach und nach Eiweiß, Stärke (Kleister), Fett und endlich Zucker. Der wässerige Gehalt wird geringer und der dünne Brei natürlich konsistenter; derselbe enthält nun nur noch die zu groß verschlungenen Speisestücke und unverdaulichen Stoffe.

Wir haben nunmehr den Vorgang der Ueberführung der verdauten Nahrungsstoffe ins Blut zu erklären. Bevor die für die Fortentwickelung des Körpers nöthigen Stoffe dem Zwecke ihrer Bestimmung anheimfallen, gehen sie ins Blut, welches den Mittelpunkt aller Ernährung bildet.

Aehnlich dem System der Blutadern besteht fast durch alle Organe des Körpers ein Netz von Lympfgefäßen, dünnen, zartwandigen, aber trotzdem festen Röhren, deren stärkste nicht über die Stärke eines Federkieles besitzt, während man über die feinsten Anfänge derselben noch nicht genügend aufgeklärt ist. Jedenfalls sind es mikroskopische Röhren, die ein unendlich feines Netzwerk bilden. Diese münden in die Wandungen der einzelnen Organe aus und vereinigen sich nach und nach zu größeren Aesten und Stämmen. Im Innern sind dieselben mit zahlreichen Klappen versehen, welche als Ventile wirken. Die Lymphgefäße folgen in ihrem Verlaufe den Venen (Blutadern) und ergießen, nachdem sie sich zu Stämmen vereinigten, ihren Inhalt, die Lymphe, in den Blutstrom. Damit nun kein Zurücktreten der Lymphe möglich ist, sind die zahlreichen Klappen vorhanden. Die Hauptüberführung der Lymphe findet in dem Brustgange statt und mündet in der Nähe des Herzens in die Blutader (Vena anonyma) aus.

Während die Bewegungen, wie sie der Magen bei seiner Verdauungsthätigkeit ausübte, sich im Darmkanale fortsetzen, ist die Darmwand in zahlreiche gekerbte Falten erhoben, die mit der Entfernung vom Magen immer höher, zuletzt cylinderisch oder zungenförmig werden und die Form von abgeschnittenen Handschuhfingern annehmen, welche mit ihrem offenen Ende in den Darm ausmünden. Dieselben führen den Namen Darmzotten. Es sind dies Lymphdrüsen, welche die Aufgabe haben, die verarbeiteten Theile des Speisebreies aufzunehmen und in die Lymphgefäße, die in jene Drüsen auslaufen, weiterzuführen. Die soweit verarbeitete Speisemasse (Chymus) heißt nunmehr Chylus oder Milchsaft, eine farblose oder weißlich gefärbte Flüssigkeit, welche von den Darmzotten begierig aufgesogen wird, so daß diese förmlich davon strotzen.

Auf dem Wege durch die Lymphgefäße verändert sich der Chylus und scheidet kleine runde Körperchen aus, welche in der Flüssigkeit suspendirt bleiben. Diese kleinen rundlichen Gebilde sind die Kerne zur Neubildung des Körpers. Es sammeln sich um sie feinkörnige Bestandtheile. Diese wachsen, nachdem sie sich mit einem Häutchen umgeben, soweit an, bis sie schließlich eine vollständige Zelle mit Kern, Zellhaut und Inhalt bilden, in welcher Form sie dem Blute zugefügt und von diesem ihre weitere Bestimmung zur Neubildung des Zellengewebes empfangen.

Der Schluß des Verdauungsprozesses.

Die aus dem Dünndarm in den Blinddarm und Dickdarm übergehenden Ueberbleibsel des Chymus enthalten nur noch sehr wenig Nahrungsstoffe und werden durch Aufsaugung ihrer wässerigen Bestandtheile immer mehr entwerthet, auch der Darmschleim wird immer geringer. 20—24 Stunden nach dem Essen wird der solchergestalt verarbeitete und entwerthete Speisebrei auf natürlichem Wege aus dem Körper entfernt.

Sehr häufig treten Verhältnisse ein, wo eine Ernährung in der natürlichen Form in Folge von Krankheit nicht geschehen kann, in welchen Fällen dann der Arzt die Speise künstlich in den Magen einführt. Dazu wird die Magenpumpe mit großem Vortheile angewendet, welche sich durch den Mund, erforderlichenfalls auch durch die Nase mit Leichtigkeit einführen läßt. Freilich können die auf solche Weise einzuflößenden Speisen nur aus kräftigen, mit Ei versetzten Fleischbrühen bestehen, nichtsdestoweniger vermag man damit den Kranken Wochen und Monate lang zu erhalten, in welcher Zeit dann häufig die Krankheit gehoben werden kann. Es giebt aber auch Fälle, in welchen eine Ernährung durch den Schlund überhaupt unmöglich ist. Alsdann bringt der Arzt die Speise auf dem entgegengesetzten Wege durch Klystiere in den Körper. Oft ist der Magen so geschwächt, daß er überhaupt keine Speise mehr zu verarbeiten im Stande ist, in solchen Fällen muß man ihn überhaupt aus dem Spiele lassen, was, wie wir gesehen haben, ja um so eher angängig ist, als der Haupttheil des Verdauungsprozesses in dem Dünndarm vor sich geht. Die Speisen müssen alsdann aber statt des natürlichen mit künstlichem Magensaft vorher gehörig zubereitet sein. Der Kranke fühlt, wenn die Prozedur mit einer gewissen Vorsicht ausgeführt wurde, keinerlei Beschwerden, es stellt sich vielmehr ein Gefühl des Wohlbehagens ein, wie wir es nach einer Mahlzeit empfinden, wenn wir vorher recht hungrig gewesen sind.

Aus der amerik. Gesellschaft.

Transatlantische Skizzen v. **Arthur Zapp.**

Amerikanische Reklame.

Amerika ist das Land der Reklame, jener neuesten Weltmacht, die auch diesseit des Ozeans immer mehr zur Anerkennung gelangt. Im Vergleich zu den amerikanischen Verhältnissen steht aber bei uns die Reklame noch in ihrer Kindheit. In Amerika hat sich das Reklamewesen zu einer förmlichen Kunst ausgebildet. Es gehört nicht nur eine tüchtige Uebung und Erfahrung, sondern auch eine gehörige Portion

*) Fettsäure, Glycerin und Stearin sind die Bestandtheile des Fettes. Fettsäure wird auch Oleïn oder Elaïn genannt, unter welchem Namen dieser Körper bekannter sein wird.

natürlicher Begabung dazu, um in dieser Kunst noch etwas wirklich Hervorragendes und Originelles zu leisten. Kein Wunder, denn auf keinem anderen Gebiete treten so viele Konkurrenten gegen einander auf, als auf dem der Reklame. Geschäftsleute, Künstler, Aerzte — kurz alle diejenigen, die in ihrem Berufe auf das Interesse und die Gunst des Publikums angewiesen sind, stoßen in die Posaune der Reklame und es ist natürlich, daß Jeder sich bemüht, dem lärmenden Instrumente möglichst durchdringende Töne zu entlocken, um die besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Während man aber bei uns nicht selten die Erfahrung machen kann, daß eine Reklame, die allzu dreist und zudringlich auftritt, leicht das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung herbeiführt, daß das Publikum anstatt angelockt vielmehr abgestoßen wird, so ist in Amerika das kaum zu befürchten. Der Amerikaner verträgt in dieser Beziehung etwas ganz Erkleckliches. Nach seiner Ansicht ist diejenige Reklame die beste, welche die lärmendste ist. Die Reklame tritt in den verschiedenartigsten Gestalten auf; die bekannteste und gebräuchlichste ist die Annonce, deren man sich in Amerika noch weit allgemeiner bedient, als bei uns.

Bei der großen Menge der täglichen Annoncen genügt es natürlich nicht mehr, mit dürren Worten das zu sagen, was man dem Publikum bekannt zu machen wünscht, sondern es kommt darauf an, eine besonders originelle Form der Anpreisung zu wählen, um das Interesse der Leser anzuziehen. Daß jeder Arbeiter, Handwerker, Kommis, Künstler ꝛc., der seine Dienste in der Zeitung anbietet, „first class", daß jede Waare, die ein Geschäftsmann anpreist, „the best in the world" ist, das ist in Amerika nachgerade selbstverständlich geworden. Diese Empfehlung „zieht" also kaum noch. Da heißt es nun, irgend ein hübsches Geschichtchen zu erfinden, in welches man den trockenen Kern der Ankündigung einhüllt.

In einer, mir gerade zur Hand liegenden New-Yorker Zeitung finde ich folgendes niedliche Exemplar dieser Spezies unter den Reklamen:

„Ship ahoy!
rief die Theerjacke, als sie in das große Kleider-Emporium von H. & Co. hereinstolzirte, und nachdem der Seemann einen der Kommis begrüßt, rief er aus: „Halte Deine Enterhaken bereit, alter Junge! Vor zwei Jahren habt Ihr mich ausgerüstet, und trotzdem ich seitdem manchen Sturm erlebt, haben sich doch Eure Kleider ebenso gut bewährt, wie das Schiff, in welchem ich gefahren."

Die Theerjacke gab hiermit der allgemeinen Stimmung Ausdruck, von welcher die Kunden von H. & Co. beseelt sind ꝛc."

Eine andere Form der Reklame sind die Anschlagzettel, welche man nicht nur in den Straßen der Städte, sondern auch auf den Landstraßen, auf Einfriedigungen längs der Schienenwege, kurz überall da, wohin Menschen kommen, anbringen läßt. Sogar auf Wasserreisen begegnet man nicht selten solchen Bethätigungen des amerikanischen Reklamegeistes. So erinnere ich mich noch z. B., einst auf einer Reise zwischen New-York und Boston, die ich auf einem der prachtvoll eingerichteten amerikanischen Palastdampfer zurücklegte, auf einem aus dem Wasser hervorragenden Riff eine Reklame der Firma „Nicolt the Tailor, New-York" in großen Lettern prangen gesehen zu haben.

Ein anderes Menschenkind, als ein Yankee, wäre schwerlich auf den Gedanken verfallen, hier, wo die Szenerie zu Allem eher, als zum Reklamemachen bewegt, seine Mitmenschen auf die Vorzüglichkeit und Billigkeit prosaischer Röcke und Hosen aufmerksam zu machen. Für den richtigen Yankee aber giebt es keine andere Poesie, als die des Erwerbs.

Sehr zahlreich begegnen Einem in den Straßen amerikanischer Städte die lebenden und wandelnden Reklamen, d. h. Männer und Knaben in auffallenden Kostümen, als Türken, Indianer ꝛc., die Geschäftsanzeigen vertheilen. Unter ihnen giebt es eine besondere Spezies, die sogenannten „Sandwiches", welche auf Brust und Rücken große Tafeln mit einer Reklame tragen.

Am wirksamsten aber sind jene großartigen Straßen-Umzüge, welche zu Roß und Wagen nicht nur von Cirkusbesitzern und Theaterdirektoren, sondern auch von Kaufleuten, Brauern, Fleischern und anderen Geschäftsleuten häufig unternommen werden. Es werden dazu gewöhnlich große, phantastisch dekorirte Wagen benutzt, an denen in Riesenbuchstaben die betreffende Firma angebracht ist und die von vier oder sechs ebenfalls recht auffallend aufgeputzten Pferden gezogen werden. Auf dem Bocke sitzt gewöhnlich neben dem in mehr bunter, als geschmackvoller Livree paradirenden Kutscher ein Neger, der von Zeit zu Zeit eine Trompete oder ein anderes lärmendes Instrument handhabt und große Massen von Reklamezetteln unter die gaffende Menge wirft. Das Bedeutendste in dieser Art der Reklame liefern natürlich die Cirkus- und Menageriebesitzer, und unter ihnen gebührt in dieser Beziehung die Siegespalme ganz unstreitig dem allbekannten, vielgenannten Mr. Barnum, dem Vater des Humbug.

Auch die Theaterdirektoren opfern dem Moloch der Reklame in nicht geringem Maße. Die reisenden Schauspielertruppen, welche im ganzen Lande umherziehen, veranstalten in allen den Städten, die von ihnen heimgesucht werden, am ersten Tage ihres Auftretens große Umzüge durch die Hauptstraßen. Ist die Gesellschaft eine Operetten- oder Possen-Truppe, so erscheinen die Mitglieder in Kostümen und die Träger der Hauptrollen gewöhnlich hoch zu Roß. Von einem tüchtigen Operetten-Tenor und einer feschen Soubrette verlangt man also in Amerika neben der künstlerischen Ausstattung auch gewisse equilibristische Fertigkeiten. Kultivirt die Gesellschaft aber das ernste Genre, so geschehen diese Prozessionen vermittelst einer Reihe von Fiakern, wobei die Mitglieder der Truppe in Gesellschaftstoilette erscheinen; im ersten Wagen fährt natürlich das obligate Orchester, bei dem die große Trommel die Hauptrolle spielt.

Am Abend werden vom Balkon oder vom Dach des Theaters aus und, wenn dies nicht thunlich ist, vor der Thür von dem Orchester etwa eine halbe Stunde vor der Vorstellung einige Musikstücke gespielt, um die Aufmerksamkeit des Publikums noch einmal auf das Theater hinzulenken. Es muß eben um jeden Preis Lärm gemacht werden. In Amerika gehört Klappern nicht nur zum Handwerk, sondern auch zur Kunst.

Außerdem aber hat schon Wochen vorher der Manager (Geschäftsführer) der Gesellschaft für die übliche Reklame in den Zeitungen und durch Anschläge gesorgt, die natürlich in einem ganz anderen Tone abgefaßt werden, als das bei uns geschieht. „The world renowned" (der Weltberühmte), das ist das Wenigste, was zur Empfehlung eines Künstlers gesagt wird.

An dem verhältnißmäßig geringen Erfolg, den Adelina Patti während ihrer letzten Amerika-Reise Anfangs in New-York erzielte, war nicht zum geringsten Theil die Ungeschicklichkeit ihres französischen Geschäftsführers Schuld, der die übliche Reklame für eine Künstlerin von der Bedeutung der Patti für überflüssig hielt. Als die berühmte Sängerin nach ihrer Tournee im Lande in die Metropole zurückkehrte, übertrug sie die geschäftlichen Arrangements dem gewiegten amerikanischen Impresario Abbey, und von nun an stand der finanzielle Erfolg auf gleicher Höhe mit dem künstlerischen.

Ohne einen erfahrenen, reklametüchtigen Manager kann in Amerika ein Künstler überhaupt nicht fertig werden. Wilhelmi, Raphael Joseffy u. A. hatten bezw. haben Jeder einen eigenen Manager, dessen Aufgabe es ist, für seine Künstler die unentbehrliche Reklame zu machen.

Als eine recht hübsche Leistung auf dem Gebiete der Reklame will ich hier auch des originellen Verfahrens jenes amerikanischen Cirkusbesitzers gedenken, der einst in allen größeren Zeitungen der Union ankündigte, daß er einen Preis von 10 000 Dollars für die schönste Jungfrau Amerika's aussetze. Für diese respektable Summe sollte die erklärte Schönheit weiter nichts zu thun haben, als bei den Umzügen und Vorstellungen, welche die Kunstreitergesellschaft in den Städten der Union veranstaltet, den großen Elephanten zu reiten.

Die schönste Jungfrau fand sich auch richtig und paradirte auch vor den bewundernden Blicken der tausend und abertausend Neugierigen, welche die wirksame Reklame des schlauen Cirkusbesitzers angelockt hatte. Die versprochenen 10 000 Dollars hat sie natürlich nie erhalten, obgleich sie deshalb einen Prozeß gegen den Direktor anstrengte.

Das drolligste Stückchen aber, das mir je von amerikanischer Reklame vorgekommen, erlebte ich in Brooklyn, der Schwesterstadt New-Yorks. Als ich dort eines Tages eine der belebtesten Straßen der Stadt passirte, bemerkte ich einen ungeheuren Menschenauflauf. Ich ging näher, um die Ursache desselben zu erfahren, und sah nun eine stattliche, von vier Schimmeln gezogene Karosse, auf deren Bock sich ein in einen rothen Frack gekleideter Neger befand, der mit Stentorstimme dem Publikum die erfreuliche Mittheilung machte, daß Dr. Smith, „the greatest dentist in the world" (der größte Zahnarzt in der Welt), sich zum Heile der zahnschmerzleidenden Menschheit in Brooklyn niedergelassen habe. Der genannte Zahnkünstler thronte dabei in höchsteigner Person im Fond des Wagens und erklärte sich bereit, Jedem, der es wünsche, beliebig viele Zähne sofort gratis auszuziehen, um vor den versammelten Ladys and Gentleman Proben seiner Kunst abzulegen. Es fanden sich auch wirklich einige zahnkranke Individuen, die sich zum großen Gaudium des Publikums auf offener Straße den Händen des Zahn- und Reklamekünstlers anvertrauten.

Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

In jedem Herzen ist ein Raum,
Wo sich verbirgt ein Jugendtraum.

Die Feder ward dem Menschen in die Hand gegeben, nicht, um mit ihrer Spitze zu tödten, sondern mit ihrer Kraft zu fördern.

Tinte ein schwarzes Meer — und fließt doch oft in so hellen, klaren Gedankenwellen über's Papier, ein dunkles Element und erzeugt doch so viel Klärung.

Buntes Allerlei.

Der Bettler. (Zu unserem Bilde auf Seite 17.) Wer, wie Hamlet, der selbst über Todtenköpfe so geistreich zu philosophiren weiß, die feine und scharfsinnige Gabe hätte, über das ausdrucksvolle Gesicht dieses Bettlers aufklärende Betrachtungen anzustellen! Das ist nicht der Ausdruck eines von Kind auf zur kläglichsten aller Berufsarten verurtheilten Mannes. Er muß einmal bessere Tage gesehen haben. Er hatte vielleicht einmal Vermögen, Familie, Ansehen, gute Freunde, sah Gäste bei sich und konnte getrost in die Zukunft blicken. Wo ist das Alles hin? — Daß die guten Freunde fliehen beim ersten Schreckschuß des Unglücks — wer sollte sich darüber noch wundern? Daß Vermögen verloren gehen, auch ohne Verschulden — wen hätten unsere Tage auch daran nicht schon gewöhnt? — Doch die Familie? — Nun, er ist alt; da ist wohl die Gefährtin seines Lebens, die Frau, schon lange von seiner Seite gerissen. Aber die Kinder? — Es können ihm keine — wenigstens keine guten — leben, sonst würde er bei fremden Menschen nicht die letzte Hülfe suchen. — Er sieht so nachdenklich, aber ruhig vor sich hin. Nun, er kennt das Leben — und seine Zukunft läßt ihn ruhig. „Er hat sein' Sach' auf nichts gestellt;" seine Abrechnung ist fertig; und in der anderen Welt kommt er vielleicht wieder in eine Stellung, um die ihn mancher Glückliche hier auf Erden zu beneiden hätte.

Gratifikation. Registrator: „Der Herr Kanzleidirektor erlauben mir meinen gehorsamsten Dank abzustatten für die Gratifikation, welche mir jüngstens für Aufräumung der Aktenschränke zu Theil geworden ist." Kanzleidirektor: „Bitte sehr, mein lieber Registrator. Ich hätte Ihnen gern mehr bewilligt, allein, da Sie bei dieser Arbeit weniger mit Schwierigkeiten, als mit Schmutz zu kämpfen hatten —" Registrator (einfallend): „Freilich, da mußte auch hiernach die Gratifikation ausfallen."

Ausgehauene Leute. In der Bürgerschule zu B. kam der Lehrer auf die Museen zu sprechen, und fragte einen Knaben, was ein Museum wäre. Der Knabe hatte im Museum seines Ortes auch die verschiedenen Statuen aus Sandstein oder Marmor gesehen, und antwortete nach kurzem Bedenken: „Ein Museum ist eine Sammlung ausgehauener Leute."

Richtig gerechnet. Ein Pommer stand vor dem Zelte Friedrich II. Wache. „Wie lange dienst Du?" fragte der König. „Dreizehn Jahr." „Wie alt?" „Neunzehn." „Hoho!" „Na, fünf Jahre Gänsejunge, sechs Jahre Ochsenjunge, zwei Jahre Soldat, macht das nicht dreizehn?" „Richtig!" sagte der König und ging lachend weiter.

Gute Meinung. Der Testaments-Exekutor: „Bedaure, aber wie aus dem Testamente zu ersehen, hat Sie Ihre verstorbene Frau mit gar nichts bedacht." Der Wittwer: „Die gute Seele, auf alle mögliche Art sucht sie mir den Schmerz um ihren Tod zu verringern."

Auf Umwegen. Der kleine Michel sieht mit sehnsüchtigen Blicken an seiner Mutter hinauf, die Klöße bäckt, wohl in der Hoffnung, etwas davon zu bekommen. Als ihn die Mutter in ihrer eifrigen Beschäftigung garnicht bemerkt, spricht er zu ihr: „Mutter, sprich doch ein wenig mit mir!" — „Ach, ich habe keine Zeit; was soll ich denn mit Dir sprechen?" — „Sage doch: Michel, hier hast Du einen Kloß!"

Homonym.

Immer meinen sie das Schönste,
Wenn sie meinen Namen nennen,
Seien's Menschen, seien's Dinge,
Welchen sie ihn zuerkennen.
An der Pflanze bin ich oben,
Und am Hasen immer hinten;
An dem Weine muß die Nase
Vor der Zunge mich schon finden.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Die Erste kommt von Thieren her,
Und dienet uns zur Speise.
Und ist das Zweite gut gebahnt,
So fördert es die Reise.
Das Ganze kann in fernen Höhen
Man deutlich, doch bei Nacht nur sehen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Umschreibung.

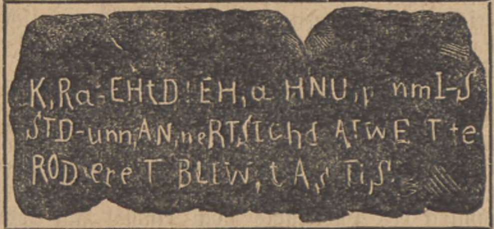


Wirth: „Nun, Herr Lieutenant, wie gefällt Ihnen der Wein? Das ist 'mal wieder ein Tröpfchen für Kenner! Habe ihn auch direkt bezogen; ist er nicht vorzüglich?"

Lieutenant: „Nun, vorzüglich möchte ich gerade nicht sagen, habe schon besseren getrunken, aber jedenfalls ein Wein, der sich gewaschen hat."

Auflösung des Preis-Räthsels
aus Nr. 1:
Apfelwein.

Räthselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Warum wird der Ausreißer bestraft?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Der Mund.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Ein Keil treibt den andern.

Ein wissenschaftlicher Ausflügler. (Zu unserem Bilde auf Seite 20.) Wir lassen uns durch die Ausrüstung nicht beirren, weder durch die Botanisirtrommel, noch durch das Schmetterlingsnetz. Nach beendeter Fahrt, nach gelungenem Fang gönnt man sich zur Erholung eine Prise, nicht aber, wenn Einem die Falter vor der Nase herumfliegen. Es ist ein Sammler-Dilettant. Er wird's auch sogleich beniesen. — Es ist wohl jedem Menschen seine Freude zu gönnen, aber wenn sie Einer darin findet, sich in eine wissenschaftliche Uniform zu werfen und harmlose Thiere zu fangen, zu spießen und aufzuspannen, so verlangen wir von ihm auch den Befähigungs-Nachweis, daß er mit dem zu Stande gebrachten Materiale auch nutzbringend, lehrhaft umzugehen weiß; zu dem Manne da auf dem Bilde haben wir gar kein Vertrauen. Er sammelt wohl nur, um die Zeit todtzuschlagen; wenn er es unterließe, würde die Wissenschaft nichts verlieren, aber den Insekten würde es ein Vergnügen sein, wenn ihnen seine nähere Bekanntschaft erspart bliebe.

Treffende Antwort. Professor: „Herr Student Brauser, ich habe nun einen zweistündigen Vortrag über den Selbstmord gehalten. Was haben Sie sich daraus entnommen?" Brauser: „Ich habe mir daraus entnommen, daß der Selbstmord der Gesundheit sehr nachtheilig ist."

Kindliche Ungeduld. „Aber, Mama, wann essen wir denn heute?" fragt der kleine Ernst seine Mutter. — „Bald, warte nur noch ein Weilchen," entgegnete diese. — Nach kurzer Zeit fragt er wieder und erhält dieselbe Antwort. — „Aber weshalb essen wir denn heute nicht; ich habe solchen großen Hunger." — „Warte nur noch ein bischen, bis der Soldat fort ist, dann wird gleich gegessen!" — Darauf geht Ernstchen zum Soldaten in die Stube und fragt ihn: „Höre, wann gehst Du denn fort?" — „Gleich, mein Sohn, aber weshalb fragst Du denn?" — „Nun, weil ich sehr großen Hunger habe, und Mama sagt, wenn Du fort bist, soll gegessen werden."

Eine schöne Rede. Herr A..., der vor Kurzem in Avignon starb, war vormals Mitglied der konstituirenden Versammlung Frankreichs. Einst bestieg er die Rednerbühne und begann: „Meine Herren! Der Mensch ist ein Thier!" — — — nun stockte er, durch den ehrfurchteinflößenden Anblick der Versammlung ergriffen. Da rief ein anderes Mitglied: „Ich trage darauf an, diese Rede drucken zu lassen, und zwar mit dem Bildnisse des Redners!"

Feiner Ausweg. „Nun, Herr Registrator, wo rennen Sie denn heute so eilig hin?" „Ich gehe blos meiner Nase nach!" „Wieso denn?" „Nun, der Nase, die ich kriege, weil ich heute eine Viertelstunde zu spät in's Amt komme."

Hauswirthschaftliches.

Oelflecken aus Marmor zu entfernen gelingt leicht, wenn sie nicht zu alt sind, dadurch, daß man sie wiederholt mit einem Brei von gebrannter Magnesia und Benzin bedeckt und die nach dem Verdunsten des Benzins zurückbleibende Magnesia abbürstet. — Möser mischt zu gleichem Zwecke gelöschten Kalk mit starker Seifenlösung, so daß eine rahmartige Masse entsteht, welche bis zum Verschwinden des Fleckes wiederholt aufgetragen und wieder abgerieben wird. Denselben Zweck soll auch eine Mischung aus einer Ochsengalle, 125 g Seifensiederlauge und 62,5 g Terpentinöl erfüllen, welcher bis zur Teigkonsistenz Pfeifenthon zugesetzt ist.

Räthsel.

Ich esse wenig, bin ohnmächtig, klein und schwach,
Doch stellet mir der Mensch mit Gift und Eisen nach;
Hält Thiere, welche mich verzehren,
Und weit mehr kosten, sie zu nähren.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Genesen, Gnesen. — Dreimaster. — Feuer.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstraße 22.